

„Wir wollen aber nicht, dass ihr geht!“ Schicksale von Migrantenkidern in Cochabamba, Bolivien

Marco ist acht Jahre alt, schreibt gute Noten in der Schule und ist auch sonst ein cleveres Kerlchen. Fast täglich kommt er in das Zentrum des Projekts *PAI Tarpuy* in Quillacollo bei Cochabamba, um erst gewissenhaft seine Hausaufgaben zu erledigen und dann mit den anderen Jungs zu spielen, am liebsten Fußball. Einmal in der Woche geht er zum Fußballtraining, er spielt in der Verteidigung. Neulich hat ihm sein Onkel sogar erlaubt bei den „Großen“ mitzuspielen. Die haben ihn seiner Meinung nach zwar nicht immer ganz ernst genommen, ein Tor hat Marco aber trotzdem geschossen! Wenn man sich mit Marco unterhält, macht der Junge einen fröhlichen und aufgeweckten Eindruck, alles erscheint normal. Dabei sind Marcos Eltern vor drei Jahren gemeinsam mit einem Onkel nach Spanien emigriert. Da war er gerade fünf Jahre alt. Seitdem lebt er bei seiner Oma, seiner Tante und seinem Onkel, gemeinsam mit seinen Cousins. Und Marco ist nur eines von vielen Kindern und Jugendlichen, die in Bolivien zurück bleiben, während ihre Eltern nach Spanien emigrieren. Im folgenden Artikel wird die Situation dieser Kinder vorgestellt - auch wenn sich die Beispiele auf Kinder jenseits des Vorschulalters beziehen (wobei sie häufig noch sehr klein waren, als ihre Eltern emigriert sind), gilt die allgemeine Problemlage für Kinder jeden Alters – und auch für Kinder in anderen lateinamerikanischen Ländern.

von Laura Gärtner

Es ist schwer, genaue Zahlen anzugeben, aber eine Studie der *Universidad Privada Boliviana* (UPB) hat ermittelt, dass von 100 Cochabambinos elf im Ausland leben. Bolivien war schon immer ein Land der Migration. In den 80er und 90er Jahren bildeten Argentinien, Brasilien und die Vereinigten Staaten die attraktivsten Ziele, wo auch heute noch Millionen BolivianerInnen leben. Seit der Wirtschaftskrise in Argentinien im Jahre 2000 und der Verschärfung der Gesetzgebung in den USA ist eine neue Migrationswelle nach Europa, vor allem nach Spanien zu erkennen. Die oben genannte Untersuchung zeigt, dass 58 Prozent der MigrantInnen in eben dieses Land emigrieren. Die Gründe für diese Umorientierung sind zahlreich. Bis zum Jahr 2007 benötigten bolivianische StaatsbürgerInnen für die Einreise nach Spanien beispielsweise kein Visum, nur einen Reisepass, was die Auswanderung zu einem relativ einfachen Unternehmen machte. Wegen des rasanten Anstiegs der Migrationsbewegung aus Bolivien wurde diese Regelung 2007 geändert, so dass heute ein Visum für die Einreise benötigt wird. Die Verschärfung der Einreisebestimmungen führt aber auch dazu, dass sich nun ein Großteil der bolivianischen ImmigrantInnen illegal in Spanien aufhält. Ein weiterer Grund für die ansteigende Migration nach Spanien lässt sich in der dort steigenden Nachfrage nach Arbeitskräften im Niedriglohnbereich finden.

Die Eltern von Marco z.B. sind nach Spanien gegangen, um in Quillacollo ein Haus bauen zu können und ein eigenes Taxi zu kaufen. Und sie scheinen erfolgreich zu sein, denn die Cousins von Marco erzählen, dass sie sich bereits ein Grundstück und ein Taxi leisten konnten. Interessanterweise stammt die Mehrzahl der MigrantInnen nicht aus ärmsten Verhältnissen. Laut der Studie der UPB hatten 76 Prozent der Betroffenen vor der Migration ein festes Einkommen und fast 70 Prozent einen höheren Schulabschluss. Trotz guter Schulbildung und eines festen Arbeitsplatzes kann die wirtschaftliche Lage Boliviens vielen dieser Menschen jedoch keine Sicherheit bieten und Migration erscheint daher als eine Möglichkeit, die eigene Lebenssituation sowie die der Familie abzusichern.

Im ersten Moment scheint für einen Außenstehenden die Migration ein erfolgreiches Projekt zu sein, welches der Familie und den Kindern eine bessere Lebenssituation und Zukunft bieten kann. Aus der Sicht der Erwachsenen geraten daher die Gefühle und Probleme, die auf die Kinder zukommen, die in Bolivien bleiben, schnell in Vergessenheit. Marco scheint Glück gehabt zu haben: Seine „neue“ Familie kümmert sich gut um ihn und er fühlt sich dort wohl. Er hat ein eigenes Zimmer und mit seinen Cousins versteht er sich auch sehr gut. Ab und zu unternehmen alle zusammen etwas am Wochenende, gehen zum Beispiel gemeinsam ins Schwimmbad. Aber nicht allen Kindern ergeht es so wie Marco.

Ein Beispiel ist die 14-jährige María. Ihre Eltern sind vor fünf Jahren nach Spanien emigriert. Anfangs hat sie bei Nachbarn gelebt und dann bei ihren Cousins in Santa Cruz. Dort ergeht es ihr wie einer erschreckend großen Anzahl von Kindern, deren Eltern migriert sind: Sie wird von ihren Cousins sexuell missbraucht. Nun wohnt sie bei ihren beiden größeren Schwestern, aber auch dort kann sie das Erlebte nicht aufarbeiten. Die Schwestern glauben ihre Geschichte nicht und stellen sie als Lügnerin dar. Als Folge dieses Erlebnisses werden die schulischen Leistungen Marías, die vormals eine gute Schülerin war, immer schlechter. Ihre Lehrer bemerken dies, aber María möchte mit niemanden über das Erlebte reden. Es ist ihr, wie so vielen anderen Kindern, peinlich. Als die Mutter nach fünf Jahren Abwesenheit ihre Rückkehr ankündigt, schöpft María wieder Hoffnung, auch wenn sie wegen der Streitigkeiten mit ihren Schwestern ein bisschen Angst hat. Leider gestaltet sich das Wiedersehen mit der Mutter ganz anders als erhofft. Sie sieht nämlich ganz anders aus als noch vor fünf Jahren. Auch das ist ein großes Problem, sowohl für die Kinder als auch die Eltern. Obwohl sie regelmäßig miteinander telefoniert und Fotos geschickt haben, bleiben viele Bilder in den Vorstellungen so bestehen, wie man sie bei der Abreise in Erinnerung behalten hat. Im Moment des erneuten Aufeinandertreffens ist man überrascht, vielleicht sogar erschrocken, wenn aus dem kleinen niedlichen Jungen plötzlich ein erwachsener junger Mann geworden ist. Die Eltern verpassen durch ihre Abwesenheit einen großen Teil der Entwicklung ihrer Kinder. Aber auch andersherum sind viele Kinder verwirrt, wenn ihre Mama oder ihr Papa plötzlich graue Haare hat und müde und erschöpft wirkt.

Im Fall von María stellt sich schnell heraus, dass sie mit ihrer Mutter auch nicht über ihre schrecklichen Erlebnisse reden kann, denn sie ist die ganze Zeit unterwegs und kaum zu Hause. Nach einiger Zeit erklärt sie ihren Töchtern, dass das Geld noch nicht reicht, um

die Schulden zu bezahlen und ein neues Haus zu bauen. Sie muss wieder nach Spanien zurückkehren. Damit befindet sich María in der gleichen Situation wie vorher. Das Zusammenleben mit den Schwestern ist nicht besser geworden, sie lassen sie zum Beispiel viele Arbeiten im Haus erledigen, wie z.B. Putzen und Kochen. Wenn María gefragt wird, ob sie denkt, dass das Weggehen ihrer Eltern an ihrem Unglück Schuld ist, antwortet sie mit gemischten Gefühlen. Einerseits wäre ihr viel Leid erspart geblieben, andererseits muss sie so die ständigen Streitereien ihrer Eltern nicht mehr miterleben. Auch kann sie ihre Eltern verstehen, dass sie sich von einem Aufenthalt in Europa bessere Lebensbedingungen für spätere Jahre erhoffen. Nach Spanien zu ihren Eltern ziehen möchte sie aber nicht, dafür hat sie hier in Bolivien einfach zu viele Freundschaften.

Mittlerweile ist María in psychologischer Betreuung des Projektes *Wiñay Pacha* in der Nähe von Cochabamba. So kann sie endlich das Erlebte aufarbeiten und erfährt die Aufmerksamkeit, die sie verdient. Migration ist vielleicht nicht der Grund für viele Fälle sexuellen Missbrauchs in Bolivien, aber sie erhöht das Risiko. Aufgrund der Abwesenheit eines oder beider Elternteile werden die Kinder noch verletzlicher und zu leichten Opfern.

Häufig geht auch nur eines der beiden Elternteile und der Rest der Familie bleibt zurück. So ist es auch den beiden Schwestern Andrea, 15, und Fernanda, 11, ergangen. Ihr Vater ist bereits vor zehn Jahren nach Spanien emigriert und plant auch nicht in naher Zukunft zurückzukommen, was ahnen lässt, dass er in Spanien eine neue Familie hat. Inzwischen ist auch ihre große 22-jährige Schwester nach Spanien gegangen. Nun leben sie gemeinsam mit ihrer Mutter in einem Haus in Quillacollo. Andrea erzählt offen über ihre derzeitige Lebenssituation, während Fernanda eher zurückhaltend ist. Man merkt ihr an, dass es ihr schwer fällt über das Thema zu sprechen. Sie war gerade ein Jahr alt, als ihr Vater gegangen ist und kennt ihn kaum. Einmal, 2006, hat er sie besucht und sonst kennt sie ihn nur durch Bilder und die seltenen Telefonate. Wegen der Zeitverschiebung reden die beiden Mädchen eher selten mit ihm. Der Vater schickt ihnen monatlich Geld, mit dem sie die wichtigsten Sachen für den täglichen Lebensunterhalt bezahlen können, aber manchmal reicht es trotzdem nicht aus. Der Vater möchte nicht, dass die Mutter, die an Rheuma leidet, arbeiten geht, aber manchmal muss sie kleine Jobs übernehmen, da sonst das Geld knapp wird. Auf die Frage, ob sie sich vorstellen können nach Spanien zu ihrem Vater zu gehen, reagieren sie unterschiedlich. Andrea kann es sich vorstellen und erzählt, dass der Vater sie auch gerne zu sich holen wollte, die Mutter aber dagegen war. Fernanda hingegen lehnt es kategorisch ab wegzugehen, sie möchte lieber in Bolivien bleiben.

Bemerkenswert ist, dass es in einer steigenden Anzahl von Fällen nicht mehr der Vater ist, der sich dazu entscheidet wegzugehen, um die Familie zu ernähren, sondern die Mutter. Mittlerweile sind bereits die Hälfte der bolivianischen MigrantInnen Frauen. Den Kindern fehlt somit die Mutterfigur, die in den meisten Familien eine wichtige Rolle in der Erziehung hat, aber auch Geborgenheit und Schutz gibt. So geht es der zehnjährigen Melania sehr nahe, dass ihre Mutter seit vier Jahren nicht mehr da ist. Sie muss sogar weinen, weil ihr ihre Mutter so sehr fehlt und sie sich wünscht, dass sie bald zurückkommt. Auch wenn sich Melanias Vater und ihre Großeltern gut um sie kümmern

und sie sich in der Schule sehr wohl fühlt, ist sie oft traurig. Jeden Tag telefoniert sie mit ihrer Mutter und manchmal schickt sie ihr Kleidung oder Süßigkeiten. Melania hat Glück, lange muss sie nicht mehr warten. Ende dieses Jahres will ihre Mutter wieder zurückkommen.

Die Tatsache, dass immer mehr Mütter emigrieren, hat auch Auswirkungen auf die Rollenverteilung in den Familien. Auch wenn hier in den letzten Jahren eine deutliche Veränderung sichtbar ist, ist es in vielen Haushalten immer noch der Vater, der den Hauptteil des Einkommens beisteuert. Wenn nun die Mutter diese Rolle übernimmt, erlangt sie innerhalb der Familie eine neue Position.

Migration der Eltern oder eines Elternteils beeinflusst nicht nur die Gefühlslage der Kinder, sondern auch ihr Verhalten. In einigen Fällen kommt es sogar soweit, dass die Kinder die Schule abbrechen und Alkohol- und Drogenprobleme bekommen. So ergeht es auch dem 14jährigen Gonzalo. Vor zwei Jahren ist sein Vater mit seiner neuen Frau und deren gemeinsamen Tochter nach Spanien gegangen. Gonzalo lebt jetzt gemeinsam mit seiner Mutter und den Verwandten des Vaters, bei denen er sich gar nicht wohlfühlt. Er lehnt jeden Kontakt zu seinem Vater ab, da er ihm einfach nicht verzeihen kann, dass er mit einer neuen Partnerin weggegangen ist und ihn zurückgelassen hat. Dennoch merkt man, dass ihm die Vaterfigur fehlt. Unter dem Einfluss seiner Cousins ist Gonzalo in das Drogenmilieu abgerutscht und musste wegen häufigen Fehlens die Schule abbrechen. Mit dem Geld, das der Vater monatlich schickt, kauft er sich vor allem Markenkleidung. Dieses neue Konsumverhalten lässt sich unter Kindern von MigrantInnen ohnehin häufiger beobachten. Mit Hilfe des Geldes, das die Eltern regelmäßig schicken, können sich die Kinder plötzlich Dinge kaufen, die sie sich vorher nie hätten leisten können, wie z.B. moderne Handys, Computer oder Mp3-Player. Die Eltern wollen ihren Kindern dadurch etwas Gutes tun und in gewisser Weise ihre Abwesenheit kompensieren. Dabei ist das Risiko groß, dass das Geld für die Kinder seinen Wert verliert, da es so leicht zu bekommen ist. Oft sehen und wissen die Kinder nicht, dass die Eltern dieses Geld unter schweren Bedingungen verdient haben. Gonzalo wird inzwischen auch von *Wiñay Pacha* betreut und konnte eine Ausbildung in Computertechnik beginnen, die ihm großen Spaß macht. Vielleicht ist er irgendwann einmal dazu bereit, wieder Kontakt mit seinem Vater aufzunehmen.

Das größte Problem im Zusammenhang mit der Migration scheint die fehlende Aufklärung zu sein. Wenn die Menschen sehen, dass sich die RückkehrerInnen ein neues großes Haus bauen können und offensichtlich unter besseren Bedingungen leben, ist die Verlockung groß, diesen Schritt auch zu wagen. Allerdings reden die, die bereits zurückgekehrt sind, nicht über die vielen Rückschläge, die sie wegstecken mussten. Die Arbeits- und Lebensbedingungen in Spanien sind sehr hart. Die meisten BolivianerInnen haben nur zeitliche befristete Jobs und übernehmen Aufgaben, die weit unter ihren Qualifikationen liegen. Hinzu kommen das Leben in einer völlig neuen Kultur und die Trennung von der Familie. Daran zerbrechen sehr viele Familien.

Wenn man übrigens die Kinder fragt, ob es für sie gut oder schlecht ist, dass die Eltern weggegangen sind, sind sich die meisten doch einig: Sie würden liebend gern auf ein neues Haus, einen Computer oder neue Kleidung verzichten, wenn dadurch ihre Eltern zurück kämen. Denn kein Geld der Welt kann einem Kind die Eltern ersetzen!

Laura Gärtner studiert an der Universität Maastricht European Studies. Im Rahmen eines von der Universität geförderten Praktikumsprogrammes hat sie sich entschlossen, für sechs Monate in dem Andenbüro der Kinderhilfsorganisation *Terres des Hommes* zu arbeiten.